

■ Umfassend, das Ganze im Blick, weltumspannend will die katholische Kirche ihrem Wortsinn nach sein. Auch wenn es um soziale Fragen wie die nach der Familie geht. Erlebt wird allerdings nicht „die Familie“. Konkrete Familien in ihren sehr pluralen Ausgestaltungen sind der Raum, in dem die Menschen ihre Erfahrungen mit „der Familie“ machen. Ein und dieselbe Familie wird von den verschiedenen Familienmitgliedern ganz unterschiedlich wahrgenommen – abhängig davon, ob eine als Mutter, als älteste Schwester, Großmutter oder Tante oder ein anderer als jüngster Bruder, als Einzelkind, als Großonkel oder als Stiefvater dieses soziale Gefüge wahrnimmt. Und wenn schon ein und dieselbe Familie aus unterschiedlichen Positionen sehr unterschiedlich aussehen mag, um wie viel mehr gilt das dann für die ungeheure Vielzahl von Konstellationen, Formen und Situationen gelebten Lebens, die alle unter dem Oberbegriff Familie unsere soziale Wirklichkeit prägen. In globaler Perspektive wird die Vielfalt noch größer. Dabei heißt „global“ schon lange nicht mehr „anderswo“, weil Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern in den deutschsprachigen Ländern leben und ihre familiären Lebensformen mitbringen.

Wenn im Oktober 2015 wiederum die Bischofssynode in Rom zusammentritt, dann hat sie den Anspruch, Wegweisendes und Heilsames für Familien auf der ganzen Welt zu formulieren. Geht das überhaupt angesichts der Heterogenität von Lebensformen rund um den Globus? Ist das nicht vermessen? Wie müsste ein Sprechen über „Familie“ beschaffen sein, will es den Menschen in ih-

ren sehr unterschiedlichen Lebensentwürfen wirklich gerecht werden?

Die Antworten, die auf einer solchen Bischofsversammlung gegeben und weltweit publiziert werden, treffen Menschen in ihrem Alltäglichsten und ihrem Intimsten. Umso größer ist die Verantwortung für die, die nach diesen Worten suchen. Weit unmittelbarer als bei anderen theologisch relevanten Themen stellt sich hier die Frage, wie Einheit und Vielfalt sich zueinander verhalten. Wie können die vielen Praktiken, die pluralen Formen, die divergenten Vorstellungen ernst genommen und alle unter dem Oberbegriff Familie angesprochen werden? Wie muss eine Sprache sein, in der Freude und Hoffnung, Trauer und Angst, gelingendes und scheiterndes Zusammenleben aufgehoben sind und die Menschen sich darin angesprochen und gesehen wissen?

Die Frage führt uns zurück zu den biblischen Wurzeln christlichen Glaubens. In der Lektüre biblischer Texte, in denen Familien vorkommen, stellt sich immer wieder ein ganz merkwürdiger Zustand einander widersprechender Gefühle ein: Gleichzeitig fühlt sich das, was wir da lesen, ganz vertraut und ganz fremd an. Sohn und Tochter sein, Eifersucht, Erbschaftsfragen, Liebe und Gewalt – das alles kennen wir aus eigenem Erleben und aus unserem unmittelbaren Umfeld. Bei näherem Hinsehen laufen die Dinge aber doch wiederum ganz anders. Die Artikel in diesem Heft legen ein beredtes Zeugnis von der Fremdheit sozialer Wirklichkeiten, wie sie uns in der Bibel begegnen, ab.

Besonders augenfällig wird der historische Unterschied etwa an der Sozialform der Po-



von Ilse Müllner

*Professorin für Biblische Theologie mit dem Schwerpunkt Altes Testament
an der Universität Kassel*

lygamie. Mitteleuropäische Leserinnen und Leser sind immer wieder irritiert über die Selbstverständlichkeit, mit der den Erzvätern und den Königen Israels in den Erzählungen mehrere Frauen zugeordnet werden. Das passt nicht zu unserem von der Romantik geprägten Liebeskonzept. Der Stellenwert von Liebe und Ehe und deren Zueinander ist in der biblischen Welt anders als in unserer Vorstellung. Nicht besser, nicht schlechter, einfach: anders. Die Liebe in den Zeiten der Bibel ist uns nah und fern zugleich. Dabei ist diese Spannung in einem Feld, das so intim und so alltäglich ist wie die Familie, besonders schwer auszuhalten.

Mit der Lektüre der kanonischen biblischen Schriften binden wir uns zurück an Kulturen, die uns gänzlich fremd sind und in denen wir gleichzeitig so viel Vertrautes

finden. Wir lernen im Lesen dieser vertraut-fremden Texte den Umgang mit dem Fremden, gerade dann, wenn es um Fragen geht, die alle, wirklich alle Menschen betreffen. So wie das Thema Familie, das ausnahmslos für alle existenziell bedeutsam ist. Im Lesen aller Familiengeschichten, die die Bibel – und insbesondere das Erste Testament – für uns bereit hält, können wir die Begegnung mit fremden Kulturen einüben. Gerade das, was sich auf den ersten Blick so ganz und gar vertraut anfühlt, wird doch auch von den Menschen so unterschiedlich gestaltet.

Auch beim Thema Familie erweist sich die Bibel als Lernort für eine Kultur der Vielfalt. Es wäre kirchlichem Sprechen zu wünschen, dass es sich von den Sprachen der Bibel darin inspirieren lässt.

Ilse Müllner



Katholisches Bibelwerk e.V.
Postfach 150365 • 70076 Stuttgart
bibelinfo@bibelwerk.de

Anzeige



Wer waren die ersten Christinnen?

Im Neuen Testament oder in der frühen Kirche scheinen vorrangig Männer im Zentrum des Interesses zu stehen. Welchen Anteil Frauen an der Geschichte dieser Epoche hatten, sieht man erst bei einem genaueren Blick auf Inschriften und Texte. Das neue WUB-Heft „Wer waren die ersten Christinnen?“ stellt Frauengestalten des Christentums der ersten Jahrhunderte vor und fragt, wie sie lebten und was sie bewegte. Lesen Sie, was wir wissen können: über von Jesus faszinierte Jüngerinnen, angesehene Diakoninnen, verehrte Prophetinnen, wohlhabende Patroninnen, todesmutige Märtyrerinnen, einflussreiche Witwen ...

Einzelheft € 11,30
Jahresabo € 40,-
(4 Ausgaben)